

# "Volk, Sitten und Gesetzte eines Gebirgthals in Graubünden. Als Beytrag zur Kenntniss des Obern Engadins 1812 von Heinrich Bansi" [Schluss]

Autor(en): **Bansi, Heinrich / Tönjachen, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde**

Band (Jahr): - **(1941)**

Heft 11

PDF erstellt am: **04.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-397125>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jahrhunderten selbständiger Existenz gehen sie unter den Romanen auf. Weder Sprache noch Familiennamen haben sich erhalten. Die Überreste bestehen in einigen wenigen Flurnamen und den Nachwirkungen der walserischen Wirtschaftsform, in der allerdings die besondere Stärke der Siedler lag. Die einstigen Dauersiedlungen auf Flix, im Val da Faller und auf Sblox sind eingegangen und zu einem Maiensäß- und Alpengebiet geworden. Der Versuch zu einer über die Romanen hinausgehenden Vertensivierung der Siedlungs- und Wirtschaftsmöglichkeiten hatte damit keinen dauernden Erfolg.

---

**„Volk, Sitten und Gesetze eines Gebirgthals in Graubünden. Als Beytrag zur Kenntnis des Obern Engadins 1812 von Heinrich Bansi“**

Mit einem Lebensbild des Verfassers und kritischen Bemerkungen  
herausgegeben von Prof. Dr. R. Tönjachen, Chur.

(Schluß.)

Über Sittenverfall und Verschlechterung der Welt hat man zu allen Zeiten geklagt. Bansi erblickt in der Auswanderung der Engadiner eine Hauptursache des Sittenverfalls. Er äußert sich darüber folgendermaßen: „In früheren Zeiten wanderten die Engadiner nur in das benachbarte Venetianische, theils als Kuchen- oder Zuckerbecker, theils als Schuhflicker, die in einem mäßigen Gewinn keine Quelle des Luxus fanden. Weniger entfernt von ihrem Vaterland, kehrten sie jährlich in dasselbe zurück und besorgten ihre Feldarbeit, die jetzt durch Fremde verrichtet wird. Damals war das Thal besser angebaut und man lebte einfacher in Nahrung, Kleidung und Belustigungen. Man war bekannter mit seinem Vaterland und interessierte sich lebhafter dafür. Unter der venetianischen Regierung wurde schweigender Gehorsam zur Gewohnheit; unsere Engadiner gewöhnten sich daran und zeigten sich dann auch lenksamer gegen die Gesetze und Einrichtungen, die von angesehenen und kenntnisreichen Männern in ihrem Thal vorgeschlagen wurden. Damals hatte dies Hochgericht den verdienten Ruhm des wohlgeordnetsten in ganz Bünden. Als 1764 den Bündnern der Aufenthalt in Venedig untersagt wurde, richteten die Engadiner ihre Auswanderung nach Frankreich. Hier fanden sie

größeren Gewinn und ein ganz anderes Leben. Weiter von ihrem Vaterlande entfernt, kehrten sie seltener in dasselbe zurück und gewöhnten sich unter einem viel und über alles raisonierenden Volk an Verachtung der vaterländischen Sitten und an eine anmaßende Sprache über Gegenstände, die sie nicht verstanden. So verfiel die Achtung der Gesetze. Männer, die sich ernstlich dem Besten ihres Thales widmeten, wurden immer seltener und der Luxus stieg zugleich, indem die Cultur des Thals in Verfall gerieth. So wie die Eingeborenen ihre Güter nicht mehr unter eigener Aufsicht hielten, fanden sich je länger je mehr Ankömmlinge aus anderen Gemeinden Bündens ein, die sich im Engadin niederließen und theils als Fuhrleute, Säumer, Korn- und Viehhändler, theils durch Pachtung von Gütern Gewinn zu machen suchten. Nunmehr machen diese den größten Theil der anwesenden Bewohner aus. Durch keine Anhänglichkeit an das wahre Beste des Thals geknüpft, suchen sie bloß die ökonomischen Gesetze desselben nach den Erfordernissen ihres oft übel verstandenen Eigennutzes zu verdrehen oder zu übertreten. Sie maßen sich oft gewalttätig einen Einfluß an, der ihnen nicht gebührt, und bringen die gepachteten Güter in Verfall, zur gerechten Strafe der sorglosen Eigenthümer. ... Die meisten Beisässe im Oberengadin kommen von Davos, und man erkennt sie schon an dem Äußern der Physiognomie und der weniger modernen Kleidung.“

Zu den Auswanderern zurückkehrend, sagt Bansi: „Schwerlich zählt Frankreich und Deutschland eine etwas ansehnliche Stadt, wo nicht ein Engadiner Kaffeewirt oder Kuchenbek angesiedelt wäre. Auch erkennt man sogleich an der Bildung, die sie mit nach Hause bringen, das Land, in dem sie sich aufgehalten haben. Wenn die lächerlichsten Modeaffen und über alles absprechenden Raisonneurs aus Frankreich kamen, so bemerkt man, daß andere in Prahlen die größte Rohheit und plumpste Prellsucht annehmen. Deutschland äußert am wenigsten nachtheiligen Einfluß auf sie, und manche haben daselbst ihre Begriffe veredelt, so daß sie auf besondere Erziehung ihrer Kinder weit mehr verwendeten als ihre übrigen Landsleute. ... Die Auswanderer haben den Aberglauben unter ihren Landsleuten, indem sie ihn verlachten, so ziemlich verdrängt oder doch seinen Credit so weit geschmälert, daß man den öffentlichen Schein meidet. Sie vertauschen aber diesen Irrthum gewöhnlich nur mit einem andern – dem Unglauben, wel-

cher vielleicht noch unheilbarer ist, weil er dem Eigendünkel mehr als jener schmeichelt. ... Infolge der Auswanderung leidet das Oberengadin auch Mangel an Leuten, die gesetzkundig, fähig und willig sind, die Verwaltung der öffentlichen Ämter zu übernehmen, was eine Anhäufung von zuviel Ämtern in der gleichen Hand zur Folge hat.“

Ebenso ungünstig wie über das Volk und die Auswanderung urteilt Bansi über die eigentlichen Sitten und Gebräuche, über die Sprache und Literatur des Engadins und über die Kleidung der Engadiner und Engadinerinnen. „Aus der Kleidung wird sichtbar, daß hier das Engadinische durch Fremdes aus allen Ländern verdrängt worden ist. Die Kleidung des Engadiners sowie seine Wohnung ist reinlich. Vormals war diejenige des Mannes, sogar sein schwarzer Kirchenmantel, von selbstgemachtem Tuch, meistens blau, nebst einer braunen wollenen Mütze und schwarzwollener Halsbinde. Häufig wurden damals noch lederne Hosenträger gesehen. Heut zu Tage (also zu Anfang des 19. Jahrhunderts) suchen sich die Engadiner ihre Kleidung aus allen Trödelbuden Europas zusammen. Jeder Säumer und Fuhrmann trägt fremdes Tuch, modisches Brusttuch, hohe Halsbinde und eine seidene, starkbequastete Bergamasker Mütze. ... Die weibliche Kleidung hatte ehemals auch mehr eigenes.“

„Am leidenschaftlichsten lieben die Engadiner den Tanz.“ Alle Verbote und Strafen, die durch die Zivilstatuten des Hochgerichts und durch die Gemeindegesetze ausgesprochen wurden, vermochten diese Leidenschaft nicht auszurotten. Das Tanzen vom Samstag bis Montag wurde mit 5 Gulden geahndet. An den übrigen Wochentagen wird das Tanzen mit 1 Gulden 36 Kreuzer (für Verheiratete) und mit 48 Kreuzer (für Ledige) gebußt. „Ist kein Spielmann vorhanden, so tanzt man nach dem Gesang der ausruhenden Tänzerinnen, und dem Fremden ist es auffallend, hier eigene Tanzsängerinnen zu sehen, die mit heller Stimme die Melodie singen und den Takt dazu stampfen. ... Wie sehr könnte diese unschuldige Sitte durch gute Tanzlieder veredelt werden“, meint Bansi.

Bedeutend weniger Verständnis hat er für die damals so beliebten Schlittenpartien; die hohen Schlittenkasten, die leicht umgeworfen werden können, sind ihm zu unsicher, zu bunt bemalt und vor allem zu teuer; sie kosten 2–4–7 Louis d'or.

Die Perdunaunza, ein Überbleibsel vom ehemaligen Kirchweihfest, die in Ponte, Zuoz und Scanfs gefeiert wird, ist zu einem einfachen Scheibenschießen entartet. „Die ‚mantinedas‘, d. h. die Ständchen, die manche Knaben nachts unter den Fenstern der Mädchen spielen lassen“, sowie die Maskeraden werden durch das Zivilstatut verboten, weil sie zuweilen den Deckmantel gefährlicher Anschläge gaben. Zur Unterdrückung des „nächtlichen Knabenlärms“, der gewöhnlich veranstaltet wurde, um persönliche und politische Gegner „auszuschellen“ (rom. chavastrias genannt) mußte „ein eigenes Gesetz“ erlassen werden. Totengebräuche, wie das Bewachen der Toten, das Totenmahl, das Singen von Leichengesängen durch Klageweiber usw., verurteilt Bansi als Heuchelei und Roheit mit scharfen Worten.

„In den Wirtschaften sitzen Vornehme und Geringe, Reiche und Arme nebeneinander. Es wird wenig getrunken und fast nie gesungen, dafür greifen die Männer um so hastiger nach den Spielkarten. ... Gute Lektüre ist, trotz der Länge des Winters, eine Seltenheit. Sie wird durch die Sprache des Tals erschwert, in welcher die Engadiner keine Lesebücher finden. ... Auswanderer bringen Bücher mit sich, die sie, nach ihrem ungebildeten Geschmack, oft aus der Classe der allerverwerflichsten Produkte wählen.“ In der Kunst sind verhältnismäßig wenige Oberengadiner tätig. Ein Süt von Camogask schnitzte die Geschichte Josephs in erhobener Arbeit auf Bretter von Quadratschuh Größe. Ein Nuot Jenatsch von Samaden ersann sich ein Gangwerk, das den Milchkübel und Schleifstein trieb. Herr Amtmann Anton Frizzoni von Celerina hat eine neue Methode der Feldmeßkunst eingeführt und für Celerina schon 1790–94 ein vollständiges Grundbuch ausgearbeitet. Sein taubstummer Sohn zeichnete sich in der Malerei aus, ebenso Bansis Tochter Barbara, die in Paris und Rom eine treffliche Ausbildung genossen hatte.

„Die Leichtigkeit, in der Sprache des Thals zu reimen, hat den Engadiner eine Menge teils eigener, teils übersetzter Lieder verschafft, die aber nicht die mindeste Spuhr von poetischem Werth an sich tragen und mehr als alles den Mangel an Phantasie dieses Volkes beurkunden.“ Bansi teilt diese Lieder ein in: 1. Buß- und Erbauungslieder, 2. Leichengesänge und 3. weltliche Lieder; von diesen meint er: „wenn sie noch etwas erträgliches enthalten, so ist es irgend ein Zug des Spottes“. Die Liebeslieder sind „verliebte Lieder ohne Gefühl und Naivität“.

Die Einstellung Bansis zur romanischen Sprache und sein Urteil über Wert und Unwert derselben kann am besten durch folgenden Auszug aus einem Aufsatz, den er im „Helvetischen Volksfreund“ von 1797 veröffentlicht hat (Seite 31), charakterisiert werden: „Am meisten steht der sittlichen und ökonomischen Verbesserung dieser Gegenden die Sprache des Volkes, das Ladin entgegen. Zwar ist schon verschiedenes in ihr geschrieben und gedruckt worden und für die Sprache eines Ländchens von sechzehn Stunden Länge schon sehr viel. Allein alles das ist doch unzulänglich gewesen, Frucht zu bringen. Es wäre ein Meisterwerk der Regierung, wenn sie die deutsche Sprache im Engadin allgemein machen könnte. Ein Werk, dessen nützliche Folgen sich wegen ihrer Menge nicht berechnen lassen. Die deutsche Sprache läßt sich gewiß leicht im Engadin einführen, sobald man das Volk nur einmal von den daraus entspringenden großen Vorteilen überzeugt hätte. Und das zweckmäßigste Mittel zu dieser Einführung ist unstreitig kein anderes als die Organisation deutscher Schulen im Engadin. ... Ich wünschte nichts lebhafter – ach, und lange nährte ich schon diesen Wunsch, und vielleicht bis an mein Grab ohne Erhörung! –, daß dieser Gegenstand doch endlich einmal mehr in Betracht gezogen und durch das Band einer einzigen Sprache das Bündnerland enger aneinander gezogen würde und mehr Einheit gewönne.“

Über die Gesetze des Oberengadins und über die Verwaltung im Hochgericht und in den meisten Gemeinden äußert sich Bansi fast durchwegs in lobendem Sinne. „Dieses Hochgericht zeichnete sich ehemals vor allen andern in Bünden durch Ordnung aus. ... Die Verwaltung der Gemeinds Einkünften verdient bei den mehreren Gemeinden gelobt zu werden. In diesem Thal, das den meisten Erwerb aus seinem Handel zieht, ist es hingegen drückend, daß alle öffentlichen Beschwerden nur auf das Estimo, d. h. den Werth der liegenden Güter fallen.“

„Die Einrichtung der Gesetze dieses Hochgerichts“, sagt Bansi weiter, „datiert sich vom Jahr 1563. 1644 wurden sie aus dem Lateinischen in die Thalsprache übersetzt und seitdem zu wiederholten Malen revidiert. Bei der Revision von 1762 wurde eine solche nach Verfluß von je 12 Jahren verordnet – aber seit der Zeit nie erfüllt. Jedes Gesetz mußte vormals von den 10 Oberengadiner Gemeinden sanctioniert sein. Es sind nicht Gesetze,

wie ein Hirtenvolk sich geben würde, sondern die Arbeit vorsichtiger, vermutlich in Italien gebildeter Rechtsgelehrten. ... 1577 setzte ein richterlicher Spruch des Gotteshausbundes die bis zur Zeit der Mediation 1803 bestandene politische und gerichtliche Verfassung des Ober-Engadins fest. Seit der Mediationsacte wurde durch die Regierungsverwaltung die alte Abteilung des Hochgerichts in 16 Theile beybehalten, aber die Gemeindsbeamtung so vermehrt, daß bey abgenommener Bevölkerung die nächsten Anverwandten zu Gericht sitzen oder 2–3 Ämter von Einem Anwesenden verwaltet werden müssen.“ Bansi lobt die weise Vorsicht der Gesetzgeber, die durch kluge Bestimmungen Volksansammlungen zu verhindern wissen, weshalb die Befugnisse der Landsgemeinde schon im 16. Jahrhundert, zu Beginn der politischen Parteikämpfe, dem großen und (später) auch dem kleinen Talrat, Cumön grand und Cumön pitschen, übertragen worden sind. „Es gehört aber noch unter die charakteristischen Züge der hiesigen Gesetze, daß sie den Eid ohne alle Mäßigung anwenden und ihn durch diesen Mißbrauch seines Ansehens ganz beraubt haben. ... So hat man es dahin gebracht, daß der Eid für eine bloße Formalität gilt, die man mit gränzenlosem Leichtsinne begeht, und die Prediger schweigen dazu.“

Verehrte Anwesende, diese „Handschrift Bansis“ ist reich an „goldenen Rücksichtslosigkeiten“ und Übertreibungen; aber sie enthält auch bittere Wahrheiten. Sie deswegen zu ignorieren oder gar zu „unterschlagen“, liegt kein Grund vor. Darum habe ich – gerade weil ich Engadiner bin – ohne die geringsten Bedenken dem Wunsch unseres Vereinspräsidenten, die Handschrift als Thema zu einem kurzen Vortrag zu wählen, entsprochen.

Versuchen wir nun in aller Kürze, vorurteilslos, sine ira et studio, sie in jene Welt hineinzustellen, aus der sie geistig stammt. Bansis Denken ist – wir haben es schon einleitend gesagt – durchaus im Zeitalter der Aufklärung und der Revolution verankert. Rationalismus, Pietismus, Revolution: das sind die Hauptkomponenten seiner Weltanschauung. Sie bilden aber nicht ein ausgeglichenes, harmonisches Ganzes, daher die widerspruchsvolle Unausgeglichenheit seines ganzen Wesens, daher die Sprunghaftigkeit, die Einseitigkeit und Schroffheit seines Urteils, trotz aller Verstandesschärfe und Urteilskraft. Bansi erfährt darum, wie so viele seiner Zeitgenossen, auch „Leid und Segen eines Menschen,

der sich mit heißem Herzen und klarem Kopf an der Grenze zweier Zeiten der Wahrheit überläßt.“<sup>8</sup>

Vom Ausland dringen die großen Ströme der Aufklärung in die Schweiz herein. Dem allgemeinen Zug der Aufklärung folgend, gehen die schweizerischen Aufklärer mit wissenschaftlichem Geist daran, die Eigenart der Schweiz zu bestimmen. Der große Naturforscher Joh. Jak. Scheuchzer sagt: „Die Sitten richten sich nach der Beschaffenheit des Leibes, diese entspricht der Heimat, darum erzeugt die schweizerische Landesart gesunde, starke Menschen.“ Sogar das Heimweh des Schweizers erklärt Scheuchzer damit, „daß dieser in der Fremde in einem tiefer gelegenen Land unter einen höheren Blutdruck gerate“, und er verschreibt als Heilmittel dagegen ein Salpeterpräparat<sup>9</sup>. Überall offenbart sich Forschungstrieb und Fortschrittsglaube. Sogar die biblischen Wunder versucht Scheuchzer naturwissenschaftlich zu erklären, und „erschwelgte in Entdeckungen“<sup>10</sup>. Heute lachen wir vielleicht über ein solches Unterfangen, „und doch war Scheuchzer ein gescheiter Mann, ein bibelfester Christ und der Begründer der Heimatkunde im weitesten Sinn“<sup>11</sup>. Wie Scheuchzer, werden auch andere Aufklärer, trotz aller Irrungen und Fehler, Vorkämpfer schweizerischer Eigenart, weil sie eben als erste erkannten, daß sie bereits angesteckt war. Die größte Gefahr für den Schweizergeist erkannten sie alle, wie Bansi, im Einfluß des Auslandes, vor allem Frankreichs. „Abraham Ruchat und die ungenannten Verfasser des Buches ‚L'État et les délices de la Suisse‘ klagen bitter, daß der Schweizer der Plumpsack der Franzosen sei und auf dem Theater von Paris als der größte Dummkopf Europas erscheine; allerdings trage der Schweizer mit seinem Solddienst und seinen Jahrgeldern auch Schuld daran.“<sup>12</sup> „Beat Ludwig v. Muralt deckte in

<sup>8</sup> „Geschichte der Schweiz“ von Nabholz, Muralt, Feller und Bonjour, II. Bd. Seite 176.

An Darstellungen dieser hochinteressanten und wichtigen Epoche fehlt es nicht. Wir möchten aber in diesem Zusammenhang, da im Rahmen dieses Vortrages nur einige Punkte flüchtig angedeutet werden können, die Lektüre des prächtigen Kapitels „Die Aufklärung“ von Prof. Dr. R. Feller in dem eben zitierten Werk empfehlen.

<sup>9</sup> s. Feller: Geschichte der Schweiz II. Bd. S. 172.

<sup>10</sup> a. a. O. S. 175—176.

<sup>11</sup> a. a. O. S. 176.

<sup>12</sup> a. a. O. S. 200.



seinen ‚Briefen über die Engländer und die Franzosen‘ das Nichts des französischen Gesellschaftstreibens auf“ und verdammt die schlüpfrigen französischen Gedichte und Romane<sup>13</sup>. Hundertfach sind die Stimmen aus jener Zeit, die Handel und Gewerbe, Mode und Luxus als französische Fremdgewächse mit harten Worten verdammen.

Auch die Agrarprobleme des 18., 19. und – 20. Jahrhunderts, die Bansi so am Herzen liegen, sind in den Berichten der ökonomischen Gesellschaften der Eidgenossenschaft (des 18. Jahrhunderts) und in vielen geistreichen Abhandlungen des eingangs erwähnten Joh. Hch. Waser von Zürich mit einem verblüffenden Weitblick – man könnte fast sagen: mit hellseherischem Weitblick! – für die Wandlungen, die eine, damals, noch dunkle Zukunft brachte, behandelt. Hier sind die Quellen, aus denen Bansi Anregung erhalten hat und in denen für die ganze Eidgenossenschaft der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. das gleiche betrübliche Bild sich widerspiegelt wie aus der Handschrift Bansis für das Oberengadin. Und die übrigen Talschaften Bündens machen, wahrlich, keine Ausnahme!<sup>14</sup> Daß diese „Ruffer in der Wüste“, diese lästigen Mahner nicht ganz unrecht hatten, beweist der klägliche Zusammenbruch der Eidgenossenschaft, Bünden inbegriffen, beim ersten Ansturm der französischen Heere in den Jahren 1798/99.

Die Annahme, daß Bansi seinen „Beytrag zur Kenntnis des Obern Engadins“ aus Kritiksucht oder weil er vergrämt und verbittert war, geschrieben habe, können wir auf Grund des uns bekannten Materials über ihn (vor allem aus seinen spätern Lebensjahren) nicht teilen. Wohl „schwankt sein Charakterbild in der Geschichte“ und weist Züge auf, die abstoßend wirken. Übertriebener Ehrgeiz und Geltungstrieb, Leidenschaftlichkeit und Hang zur Intrige sind ihm nicht fremd. Aber trotzdem, mag das Bild, das Bansi vom Oberengadin an der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert entwirft, in mancher Hinsicht verzerrt sein und

<sup>13</sup> a. a. O. S. 200.

<sup>14</sup> s. Neuer Sammler: Beschreibung des Hochgerichts Oberhalbstein und Stalla von J. A. v. Peterelli. Bd. II. 422, 576; Bd. IV. 92. — Beschreibung des Schamsertales von Pfr. M. Conrad. Bd. IV. 53, 97, 131, 349. — Beschreibung der Gemeinde Silvaplana von J. J. Lorsa. Bd. III. 203, 304. u. a. m.

infolge von Übertreibungen karikaturenhaft – und deswegen wenig glaubhaft – wirken, es ist nun einmal eine Tatsache, daß nicht bloß die Oberengadiner, sondern ebenso sehr auch die übrigen Bündner und auch die Eidgenossen im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts keine erfreuliche Entwicklung durchgemacht haben. Feller sagt mit Recht: „Durch das ganze Jahrhundert (18. Jahrhundert) rollte Hallers Donnerwort: „Sag’ an, Helvetien, du Heldenvaterland! Wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt?“<sup>15</sup> Ja, dieses alte Engadinervolk, die Zeitgenossen eines Bifrun und Travers und Campell, das war ein markiges Volk. Von diesem Volk des 16. Jahrhunderts sagt Annamarie Schwarzenbach in ihrer schönen Monographie des Oberengadins „Beiträge zur Geschichte des Oberengadins im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit“, man „erhalte den Eindruck einer einfachen, sittlich-strengen Gesinnung, die jedem sein gerechtes Maß zuweist, geleitet von einem ausgeprägten religiösen Gefühl und zugleich von kluger und empfänglicher Offenheit des Geistes“. Und an einer andern Stelle heißt es: „Das Engadin gehörte zu den wichtigsten Teilen des Landes, und der Wohlstand des Tales zeigte sich nicht nur in der reichen und großzügigen Bauart der Wohnhäuser, sondern auch in der zunehmenden Bildung der Bevölkerung, welche die geistig regsamste von ganz Graubünden war.“ Von 195 bündnerischen Studenten, welche im 16. Jahrhundert an der Universität Basel eingetragen waren, stammten nicht weniger als 103 aus dem Engadin. Zuoz galt im 16. Jahrhundert nächst Chur als der wichtigste Ort des Landes. Diese Zeit, in der das Engadinervolk sich seiner Eigenart bewußt wurde, sich eine ihm angemessene Lebensform und eine in Form und Inhalt kerngesunde romanische Literatur schuf, diese Zeit schwebte auch Bansi als Wunschbild vor; aber wie so mancher Aufklärer mußte er sehen, wie die Macht der Tatsachen über seinen patriotischen Herzenswunsch hinwegschritt, und das schmerzte ihn. Er ist nicht der einzige, den die Sorge um die Zukunft des geliebten Vaterlandes harte, gehässige – oft auch ungerechte Worte sprechen und schreiben ließ. In manchen Punkten hat übrigens die Zukunft Bansi recht gegeben. Neue Faktoren sind zwar hinzugekommen, gewiß, aber es ist eine Tatsache, daß die Getreidekultur im Oberengadin schon im 19. Jahrhundert fast vollständig verschwunden ist. Und doch hatte

<sup>15</sup> Geschichte der Schweiz, a. a. O. S. 202.

z. B. die Gemeinde Celerina noch Ende des 18. Jahrhunderts, laut Vermessung von Amtmann Anton Frizzoni, 36 000 Klafter Ackerfeld. Gesäet wurden zirka 240 Mütt à 6 Quartanen (Ster) und es sollen im ganzen 90 milzaunas (zu 400 Klafter jede = 36 000 Klafter) Äcker sein. Gerste ergab 3–5-faltig, Roggen 10-, 12- bis 16-faltig, ja „eine tätige Hauswirtin, Frau Mengia Curò-Frizzoni, soll vom Roggen sogar den 18–21-fachen Ertrag bezogen haben“!! (Auf die Art der damaligen Bebauung des Roggens im Oberengadin können wir in diesem Zusammenhang nicht näher eintreten.)

Wie die Einfachheit und Bodenständigkeit im Oberengadin, zunächst infolge der Auswanderung und später noch mehr unter dem Einfluß der Einwanderung und der Fremdenindustrie gelitten haben, braucht hier gewiß nicht näher erörtert zu werden.

Und weil wir das Oberengadin, dieses herrliche Dorado der Schweiz, aufrichtig lieben – wir haben auch keinen Grund, daran zu zweifeln, daß Bansi es geliebt hat! –, müssen wir mit Bedauern feststellen, daß wohl auch die religiöse Gesinnung seit den Tagen eines Giachen Bifrun (16. Jahrhundert), eines L. Wiesel und Gritti (17. Jahrhundert) und eines G. Frizzoni (18. Jahrhundert) viel von jener Innigkeit und Wärme und Kraft verloren hat, die das Oberengadin lange Zeit zu einer Hochburg des Protestantismus machten. Löbliche Ausnahmen dürften nur die Regel bestätigen. Es gibt Menschen, die eine solche Entwicklung schon in ihren Anfängen instinktmäßig richtig erkennen; Bansi, so scheint es uns, gehört zu dieser Kategorie von Menschen. Eines dürfte auch sicher sein: Heinrich Bansi ist einer der ersten Romanen, die vergleichende Sprachwissenschaft (Romanistik) getrieben haben. Schade, daß wir über das Ergebnis seiner Vergleiche des Romanischen mit dem Provenzalischen und dem Altmantuanischen nicht besser unterrichtet sind. Etwas sonderbar mutet uns allerdings die Wahl des mantuanischen Dichters „Merlin Coccai“ (Folengo) bzw. seines Werkes (Orlandino) als Gegenstand dieser Studien an. Sie steht in grellem Widerspruch zu Bansis vernichtendem Urteil über die ladinische Literatur, insbesondere über das Volkslied, und verrät nicht den besten literarischen Geschmack. Wie ganz anders hat der große Kenner dieser Liedergattung, Caspar Decurtins<sup>16</sup>,

<sup>16</sup> Rätoromanische Chrestomathie IX. Bd., Einleitung S. VII/VIII.

über das ladinische Volkslied geurteilt! „Wenn sich im Engadin die Volkslieder so lang erhalten haben und, wenn auch zu sehr später Stunde gesammelt, noch eine reiche und schöne Ausbeute gewährten, so hängt das damit zusammen, daß das Engadinervolk bis tief in das 19. Jahrhundert hinein eine moralische Einheit bildete und daß weder Geburt und Reichtum, noch Bildung einen Gegensatz zwischen Volk und Herren, zwischen Gebildeten und Ungebildeten aufklaffen ließ. ... Männer wie Martinus ex Martinis und sein Sohn Johannes, der Staatsmann und Krieger Gioerin Wiezel, um nur diese charakteristischen Vertreter zu nennen, haben gezeigt, wie sie in ihren Liedern den Volkston ausgezeichnet zu treffen verstanden.“

Als extremer Rationalist, als Nützlichkeitsmensch offenbart sich Bansi ganz deutlich in der Beurteilung der Sitten und Gebräuche (Schlittenpartien etc.), des Engadiner Frauen- und Männerkostüms und des Romanischen als Unterrichtssprache. Man muß einen schönen Engadiner Tanzabend (*mezza saira, tramagl da sot*) oder gar eine Schlittenpartie (*schlitteda*) an einem jener unvergleichlich schönen Wintertage im Engadin miterlebt haben, um die Nichtigkeit der Gründe, die Bansi gegen solche Gebräuche anführt, zu ermessen. Mögen solche Gebräuche noch lange jung und alt erfreuen, sie gehören wie *Chalandamarz* und *mattinedas* zum Engadiner Volksleben!

Es ist überflüssig, Bansis Ansichten über das Engadiner Kostüm widerlegen zu wollen. Es gehört zu den schönsten Volkstrachten der Schweiz!

Und zur Rettung der Ehre, die dem Engadiner Haus gebührt, sei hier auf das Urteil des hervorragendsten Fachmannes auf diesem Gebiete aufmerksam gemacht. Dr. Erwin Poeschel sagt<sup>17</sup>: „Drückt sich, wie wir gesehen, das Selbstbewußtsein der Gemeinden im Ausgang des Mittelalters im Kirchenbau aus, so fand in der neuen Zeit – um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert – das Bürgertum in der Architektur des Wohnbaues das Symbol seiner Würde. Diese Zeit ist es denn auch, in der das Engadiner Haus seine endgültige Form erhalten hat, die so sehr zum Prototyp des Bündner Profanbaues geworden ist, daß man gemeinhin als ‚bündnerisch‘ einen Bau bezeichnet, wenn er Züge des Engadiner Hauses trägt.“

<sup>17</sup> Rätia, Bündn. Zeitschr. f. Kultur. I. Jahrg. Nr. 2. 1937. S. 76.

Es ist dieselbe Epoche, in der sich die rätoromanische Sprache auf ihre Würde besonnen und in immer stärkerem Maße aus einer wandelbaren und beweglichen Mundart zu einer bestimmter geprägten Sprache mit eigener Literatur geworden ist. So wird nun auch das Engadiner Haus in dieser Epoche aus labilen und schwankenden Zwischenformen und Varianten gleichsam fest, zum strengen Typus geformt, bis es so wurde, wie wir es heute noch kennen: in seiner klaren Monumentalität unvergleichlich zu der urweltlichen Größe dieser Landschaft stimmend. Der Plantablock in Zuoz stellt diese Wohnform in klassischer Ausprägung dar.

Das Engadiner Haus ist mit der kubischen Wucht des Baukörpers und den mächtigen Wölbungen des Sulèrs – der großen Durchfahrt im Erdgeschoß – geradezu die endgültige Formulierung der bündnerischen Baugesinnung mit ihrer Neigung zum Schweren und Massenhaften.“

Auf den Einfluß der *Auswanderung* und des in der Fremde sauer und ehrlich verdienten Geldes gerade auf diese „Baugesinnung“ wollen wir hier nicht näher eintreten. Bansi hat die positiven Werte (Förderung der ladinischen Literatur auch in gutem Sinne, Ermöglichung einer vorbildlichen Baukultur, Weltoffenheit und Aufgeschlossenheit, alles Eigenschaften, die auch die Vorbedingungen für einen *gesunden* Fortschritt geschaffen haben!) der Auswanderung völlig verkannt, obwohl er selber sich glücklich schätzte, daß seine drei Söhne in Deutschland in angesehener Stellung eine zweite Heimat gefunden hatten<sup>18</sup>. Man braucht nur Pfarrer Lechners Buch „Über die Auswanderung der Engadiner“ zu lesen, um sich zu vergewissern, daß Bansis Urteil über die Auswanderung einseitig ist. Nicht umsonst gilt *Schweizerware* im Ausland – möge dieselbe in der Schweiz oder im Ausland hergestellt sein – schlechthin als *Qualitätsware*; und wenn die Schweiz bei fast allen Völkern der Erde große Sympathien genießt, so ist das nicht zuletzt ein Verdienst tapferer und braver Auswanderer – auch der Engadiner Auswanderer.

---

<sup>18</sup> Brief Bansis an P. C. Planta, Oktober 1815: „Es ist mir lieb, daß meine drei biedern Söhne sich außert diesem Lande festzusetzen gedenken, wo sie den Chicanen eines wohl 2ten, wo nicht ärgern Ulyses nicht ausgesetzt sind.“ Nachkommen von Bansi sind, laut Mitteilung von Herrn Dr. med. E. Ruppanner, noch heute in angesehener Stellung (Ärzte) in Berlin und Königsberg.

Bansis Pläne und Ratschläge für eine totale Germanisierung Bündens müssen der heutigen Generation, die vor einem Jahr (20. Februar 1937) die begeisterte Anerkennung des Romanischen als Landessprache miterlebt hat, geradezu als weltfremde Utopie vorkommen. Vergessen wir aber nicht, daß die Idee des reinen Sprachenstaates zu allen Zeiten – und auch heute! – in den Köpfen von Herrschern, Philosophen und anderen Leuten gespukt hat und noch immer spukt. Sie war auch ein Lieblingspostulat der Aufklärung. Man denke nur an Kaiser Josephs II. (1765–1790) erfolglose Bemühungen, um das Deutsche als offizielle Sprache in Ungarn und Belgien einzuführen. In Graubünden wurde damals, d. h. Ende des 18. und in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, die Frage, ob es nicht vorteilhafter wäre, die romanische Sprache wenigstens aus allen Schulen zu verbannen, eifrig disputiert. Bansi steht nicht allein als Vertreter dieser sprachlichen Gleichmacherei da. An gegenteiligen Ansichten fehlt es aber zum Glück (für das Romanische) auch nicht. Hören wir, wie der für die Erhaltung des Romanischen sehr verdiente Pfarrer von Andeer, M. Conrad, sich über diese Frage in ruhiger, sachlicher Weise äußert:

„... Über das Wesen der romanischen Sprache zu reden, ist hier<sup>19</sup> nicht der Ort; aber die Frage: ob es nicht besser wäre, diese Sprache aus Bünden ganz zu verbannen und die deutsche einzuführen? gehört eher hieher. Es läßt sich manches dafür und dazwider sagen:

Dafür: 1. Der Mangel an Religions- und wissenschaftlichen Büchern würde mit der romanischen Sprache verschwinden. 2. Wohlfeilere Schriften für Dorfschulen würden den Unterricht erleichtern, und die romanische Jugend wäre der schweren Mühe des Deutschlernens enthoben. 3. Der Staat ersparte die romanische Übersetzung der Verordnungen etc. 4. Gleichheit der Sprache würde die Einwohner des Landes noch enger verbinden.

Dagegen: 1. Ohne Zwang ließe sich dies fast unmöglich thun, denn manche entlegenen Gemeinden verstehen beinahe gar nichts Deutsches, und ein Vorschlag obiger Art, ja sogar die Errichtung deutscher Schulen würde da großen Widerstand finden.

<sup>19</sup> Neuer Sammler: Beschreibung des Schamsertales Bd. IV. S. 53, 97, 131, 349. M. Conrad hat 1823 ein romanisch-deutsches und 1828 ein deutsch-romanisches Wörterbuch herausgegeben.

2. Wie würde es mit der Religion stehen, wenn keine romanischen Bücher mehr da wären und die älteren Personen doch nicht Deutsch verstünden? 3. Ist die romanische Sprache ungemein vorteilhaft, um desto geschwinder die von der lateinischen abstammenden Sprachen Frankreichs, Italiens, Spaniens etc. zu erlernen, wie wir an der romanischen Jugend sehen, welche in jene Länder reiset und ihre Sprachen sehr schnell erlernt. 4. Leben wir zwischen einem italienischen und deutschen Volke; wie bequem ist es nun, wenn man mit geringer Mühe die Sprachen beider erwerben kann!

Nach meiner Einsicht wäre es besser, die romanische Sprache beizubehalten, aber auch sie zu kultivieren, wozu es aber Unterstützung erforderte. Man könnte hier wohl sagen: sind wir in mancher Hinsicht nicht mehr die alten Grisonen, so laßt uns wenigstens ihre Sprache aufbewahren, zum Andenken, daß wir von tapfern, rechtschaffenen, Freiheit und Vaterland liebenden Vorfahren abstammen!“

Wir verzichten darauf, hier auch die „Anmerkung eines Deutschen“ zu diesen Ausführungen wiederzugeben; sie ist ein weiterer Beweis für die damalige Aktualität dieses Themas. Das 19. Jahrhundert und auch noch etliche Jahre des 20. haben im Sinne Bansis gewirkt. Jeder Romane weiß es. Doch die Seele eines Volkes – mag es zahlenmäßig noch so klein sein! – und ihr sinnfälligster Ausdruck, die Muttersprache, lassen sich nie vollständig auslöschen, denn sie bergen Ewigkeitswerte in sich. Seit einigen Jahrzehnten erleben wir ein erfreuliches Wiedererwachen des Romanentums. Und von den Bestrebungen zur Erhaltung der Muttersprache sind mächtige Impulse auch für die Erhaltung und Neubelebung alter Sitten und Gebräuche ausgegangen. Sie beweisen, daß an den Quellen des Inns noch heute ein Volk lebt, das den Wert idealer Güter erkannt hat und gewillt ist, Sprache und Sitte, Volkstum und Heimat als kostbarstes Erbe der Väter zu erhalten und künftigen Generationen weiterzugeben.

---